

EMMA SLADE

*Befreit*



EMMA SLADE

# Befreit

Von der Bankerin  
zur buddhistischen  
Nonne

Aus dem Englischen  
von Elisabeth Liebl

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967


Deutsche Erstausgabe

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Set free. A Life – Changing Journey from Banking  
to Buddhism in Bhutan« bei Sommersdale Publishers Ltd.

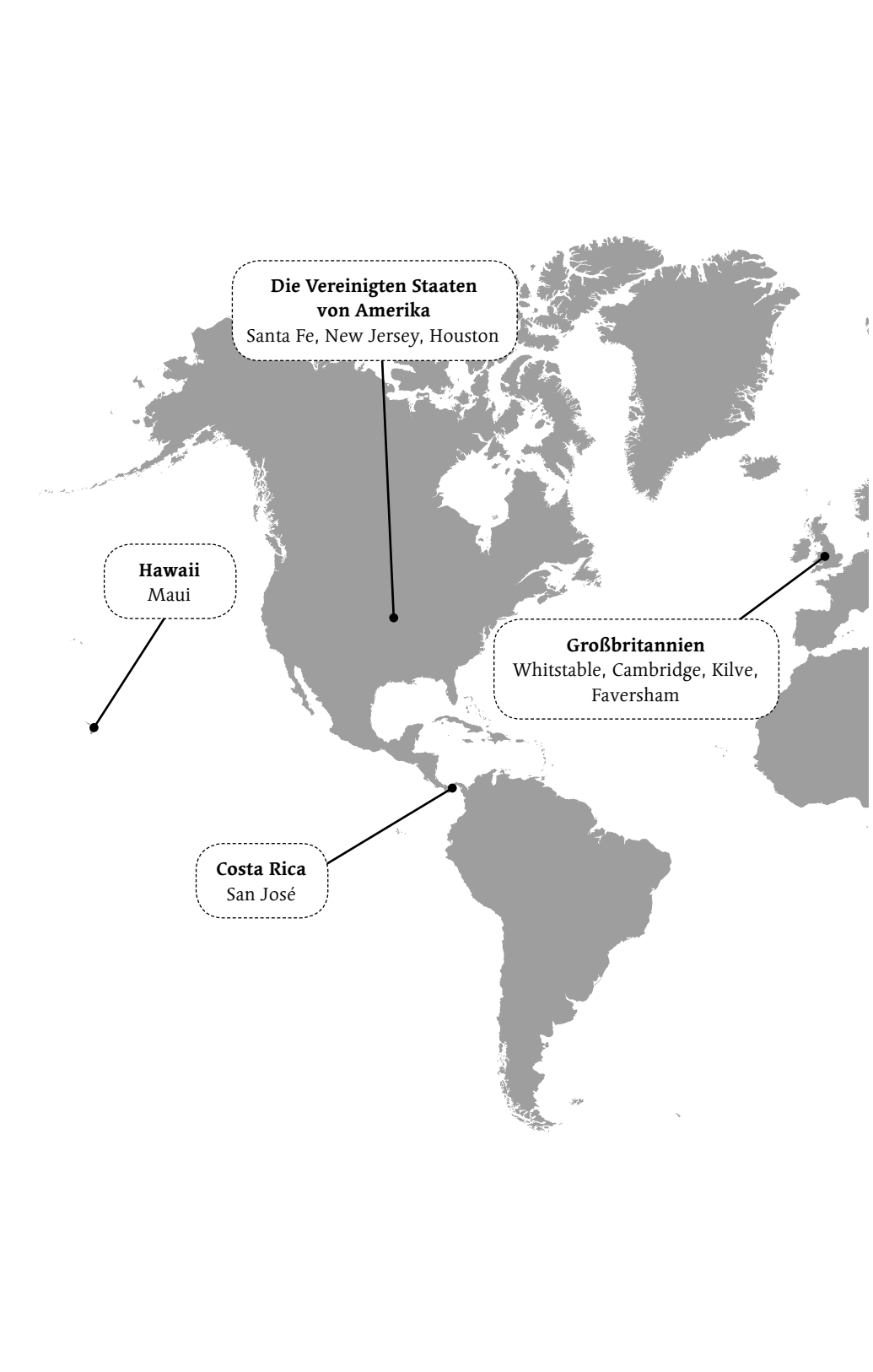
© Emma Slade, 2017

Copyright © 2018 Kösel-Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Weiss Werkstatt München  
Fotos auf dem Umschlag: © Emma Slade

Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-466-37207-2  
www.koesel.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Der Freundschaft zu Ehren*



**Die Vereinigten Staaten  
von Amerika**

Santa Fe, New Jersey, Houston

**Hawaii**

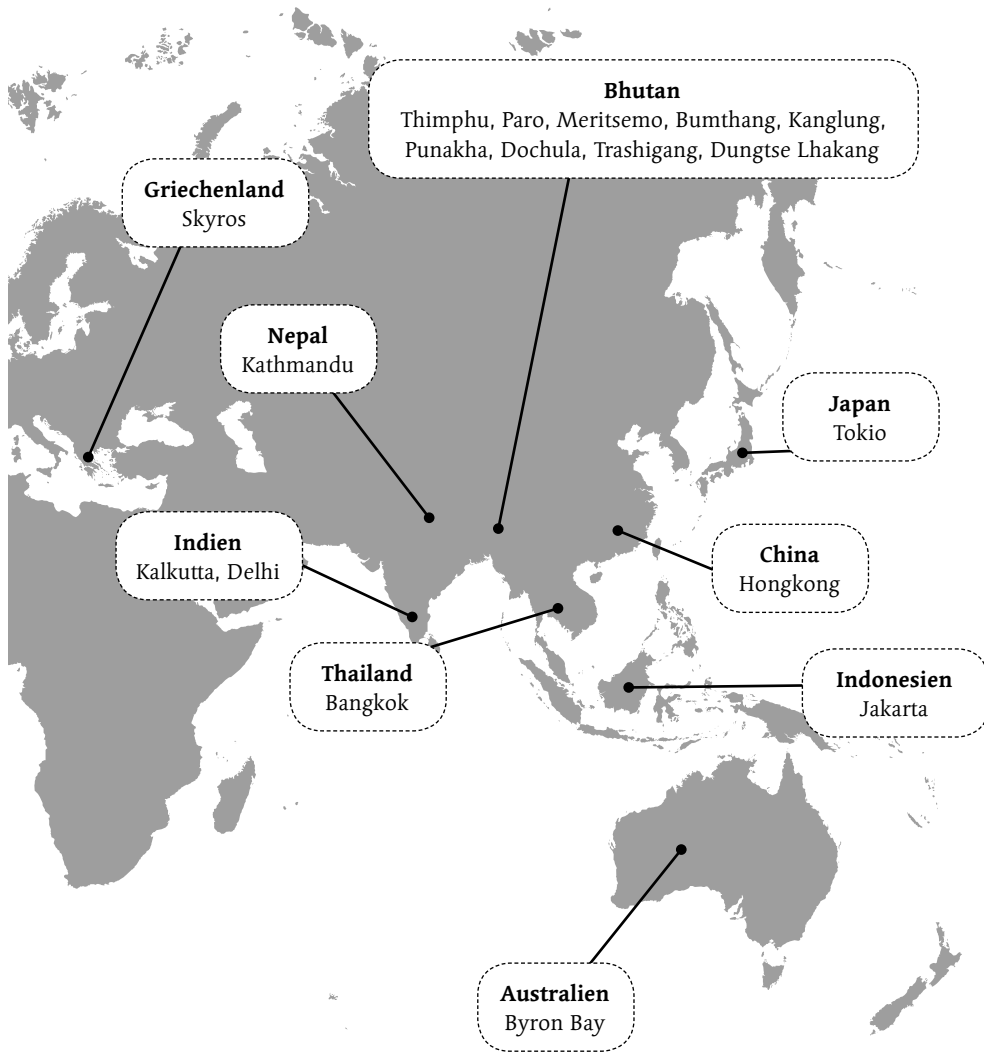
Maui

**Großbritannien**

Whitstable, Cambridge, Kilve,  
Faversham

**Costa Rica**

San José



**Griechenland**  
Skyros

**Nepal**  
Kathmandu

**Indien**  
Kalkutta, Delhi

**Thailand**  
Bangkok

**Australien**  
Byron Bay

**Japan**  
Tokio

**China**  
Hongkong

**Indonesien**  
Jakarta

**Bhutan**  
Thimphu, Paro, Meritsemo, Bumthang, Kanglung,  
Punakha, Dochula, Trashigang, Duntse Lhakang

# *Inhalt*

<i>Einladung</i>	11
<i>Teil 1 – Buddha</i>	13
<i>Der Hüftschwung</i>	15
<i>Der Sprint</i>	33
<i>Die Ankunft</i>	40
<i>Der Eisberg</i>	50
<i>Der Bruch</i>	58
<i>Die Heimkehr</i>	73
<i>Hoffnungen</i>	79
<i>Die Stille</i>	91
<i>Danach</i>	99
<i>Teil 2 – Dharma</i>	103
<i>Körper</i>	105
<i>Geist</i>	123
<i>Herz</i>	130
<i>Glückseligkeit</i>	146



<i>Teil 3 – Sangha</i>	151
<i>Ziemlich verzwickt</i>	153
<i>Futter für die Seele</i>	160
<i>Ein neues Leben</i>	167
<i>Die Bedeutung der Güte</i>	181
<i>Neue Höhen und Tiefen</i>	190
<i>Der Höhepunkt (buchstäblich)</i>	202
<i>Die Wurzeln des Baumes</i>	215
<i>Der Lama</i>	225
<i>Sonnenschein</i>	231
<i>Von einem Lama lernen</i>	243
<i>Der Wegweiser</i>	250
<i>Wegbeschreibung</i>	263
<i>Die Ordination</i>	274
<i>Mutterschaft – nah und fern</i>	286
<i>Ugyen-la</i>	297
<i>Die Biene, die aus dem Glas gefunden hat</i>	311
<i>Lehren fürs Leben – Tag für Tag</i>	313
<i>Opening Your Heart to Bhutan</i>	317
<i>Ein dickes Dankeschön</i>	319



# Einladung

*Wenn du jetzt mit mir kommst, werde ich dir den Himmel zeigen.*

*Wir werden an einem Berghang ruhen und den weißen Wolken zusehen, wie sie kommen und gehen.*

*Wir werden unseren Geist füllen mit dem Gesang der Vögel und dem sanften Rauschen des Flusses im Tal.*

*Wenn du jetzt mit mir kommst, werde ich dir zeigen, wie wir dort hingelangt sind.*





Teil 1  
Buddha





## *Der Hüftschwung*

Ich fühlte mich ein kleines bisschen sexy. Beim Gehen fühlte ich einen leichten Hüftschwung – das lag an den Schuhen. Ich trug die schwarzen Riemchenpumps, die ich mit viel Geld und einer Dosis schlechtem Gewissen bezahlt hatte. Ich hatte mich vor der makellos sauberen Schaufensterscheibe dieses Ladens in der Londoner Sloane Street herumgedrückt, hinter der einige wenige ausgesuchte Schuhe auf hohen weißen Sockeln präsentiert wurden. Die Versuchung war einfach zu groß. Ich ging hinein und schlug zu: Meins!

Es war schön, dieses Klick, Klack meiner eleganten Absätze zu hören, während ich die polierten Steinstufen des Grand Hyatt Hotels in Jakarta, Indonesien, hinaufstieg. Ich residierte in einem Fünfsternehotel und kam mir selbst auch ziemlich fünfsterne-mäßig vor. Kein Supermodel, aber hochgewachsen in einem teuren, perfekt sitzenden Kostüm mit stoffbezogenen Knöpfen. Die Besprechung, von der ich zurückkam, war super gelaufen. Ich war eine Frau in einer Männerwelt und machte meine Sache gut, ziemlich gut sogar. Nicht übel für ein Mädchen, das in einem ruhigen Küstenstädtchen groß geworden war, wo man das Salz im Leitungswasser schmecken konnte und der Geruch von Muscheln in der Luft hing.

In der feuchtwarmen Luft Asiens gab es nichts davon. Die Blätter der Pflanzen waren groß genug, dass sich der nachmittägliche Regen in reglos-stillen Tropfen darauf sammeln konnte. Jetzt, an diesem warmen Nachmittag im September 1997, machte ich

Pläne für den Rest dieses Tages. Ich würde auf mein Zimmer gehen, in meinen Badeanzug schlüpfen und dem von unten beleuchteten, wunderschönen Swimmingpool des Hotels einen Besuch abstatten. Ich hatte ihn von oben bereits flüchtig gesehen: die tiefblauen Reflexe des Wassers, umrundet von sich diskret bewegendem Bediensteten, die Tablett mit nur einem Drink darauf herumtrugen. Danach würde ich etwas sehr Leichtes und sehr Gesundes essen, wie es sich für eine Geschäftsfrau in leitender Position gehörte, und mich anschließend mit Greg und wem er sonst noch mitbrachte treffen. Gut – somit war alles klar. Nun musste der Plan nur noch ausgeführt werden.

Hotelzimmer zu erkunden hat mir immer Spaß gemacht – die weichen Bettdecken und die Batterie von Mini-Kosmetika im Bad. In diesem Hotel hatte ich ein Zimmer im vierten Stock, ein kurzes Stück den vergleichsweise kahlen Korridor hinunter auf der rechten Seite. Zweifellos sahen die Flure auf den anderen Etagen exakt aus wie dieser.

Das Zimmer war groß, größer als meine komplette ehemalige Wohnung in Hongkong. Wohnraum hatte in Hongkong seinen Preis und meine Wohnung im Lan-Kwai-Fong-Viertel war klein, aber in allen Räumen mit Spiegeln ausgestattet, um sie geräumiger wirken zu lassen. Mit ein paar Gläsern intus konnte das schon mal zum Problem werden. Dieses Hotelzimmer hingegen war komplett anders. Es gab reichlich Platz, dazu sorgfältig im Raum verteilte Objekte, die einem das Gefühl gaben, als wären sie wie die Figuren auf einem Schachbrett mit Bedacht gesetzt worden. Bewegungsfreiheit nach allen Seiten.

Wenn man hineinkam, lag linker Hand die Tür zum Bad. Gleich daneben folgte ein cremefarbener Schrank, dann ein Sitzbereich mit einem antik aussehenden Frisiertischchen samt zugehörigem Standspiegel. Der Eingangstür gegenüber lag ein großes Fenster, dessen Scheibe von dicken grauen Sprossen in Quadrate unterteilt wurde. Vor dem Fenster stand ein großer Schreibtisch mit



Ledereinlage, davor ein verschnörkelter Holzstuhl europäischen Stils. Man hätte meinen können, das Zimmer stünde für so hohen Besuch wie Napoleon persönlich bereit. Weiter zur Rechten fand sich das Bett, links und rechts davon blieb nur ein schmaler Durchgang übrig. Das Bett war groß, ja riesig, und gehörte mir allein. Ich konnte mich rückwärts darauf fallen lassen wie ein Lotteriegewinner, der seinen neuen Reichtum genießt.

Ich legte meinen Laptop in seiner schwarzen Reißverschlusstasche neben das Telefon auf den Schreibtisch und nahm meine silberne Halskette und die Uhr mit dem quadratischen Zifferblatt ab. Erst in den frühen Morgenstunden war ich von Hongkong herübergefliegen und hatte einen langen Tag hinter mir. Ich streifte meine Schuhe ab und war gleich ein paar Zentimeter kleiner. Ich spürte, wie meine Füße erleichtert aufseufzten und meine Waden sich entspannten.

*Herrlich.*

In Strumpfhosen, ohne Blazer und mit gelockerter Bluse ging ich ins Bad. Bedächtig wusch ich mir die Hände mit dem kleinen Stück Seife, das ich eben ausgepackt und an dem ich zuerst geschnuppert hatte. Als ich mich umsah, fand ich nur zwei Handtücher. Ein kleines direkt neben mir und ein zweites, das zusammengefoldet über dem verchromten Handtuchwärmer hing. *Nur zwei?* Ich sah noch mal unter dem Waschtisch nach, aber ja, es gab tatsächlich nur zwei Handtücher.

*Hmm. Etwas schäbig für ein Fünfsternehotel.* Würde es am Pool Extra-Handtücher geben, oder erwarteten die hier von mir, dass ich mit dem größeren Handtuch zum Schwimmen ging und mir dann mit dem kleineren im Bad behalf? *Hmpf. Schwierig.*

Sollte ich vielleicht den Zimmerservice anrufen? Würde ich mich dann nicht wie eine verzogene Göre aufführen, die sich in einem Raum, der so groß ist, dass man darin locker ein Tischtennisturnier veranstalten könnte, über einen »Mangel« an Handtüchern beschwert?



Prüfend betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel. Die Augenbrauen waren sauber gezupft, das Haar im Nacken zur Welle gerollt, und das immer noch strahlende Himbeerrot des Lippenstiftes betonte die Konturen meiner Lippen. Das Badezimmerlicht hatte eine schmeichelhafte Wirkung – ein guter Hintergrund für das Erscheinungsbild der erfolgreichen Geschäftsfrau. Ich verspürte ein leichtes Triumphgefühl. Mein Vater wäre zweifellos stolz auf mich gewesen. Das hier war, was er sich immer für sein ältestes Kind gewünscht hatte. Er wäre stolz auf das Kostüm, die Schuhe und die vielen Geschäftsreisen gewesen. Er hätte seinen Kumpels davon erzählt, sonntagsmittags im Pub. Ich sah vor mir, wie er sich an den Tresen lehnte, freundlich und umgänglich in seinen Gummistiefeln, und sich eine Pause vom Kartoffelgraben in seinem Schrebergarten gönnte, wo er gewöhnlich seine Wochenenden verbrachte.

Vor langer Zeit hatte er einmal zu mir gesagt: »Em, weißt du, ich kann mir dich gut als Investmentbankerin vorstellen.« Er goss gerade seinen Garten mit der großen grünen Gießkanne mit dem Kupferkopf, während ich im Gras herumliefe und auf meine neuerdings recht großen Füße guckte. In die warme Luft des Nachmittags mischten sich schon herbstliche Düfte und der Boden war trocken und krümelig. Ich muss so um die zehn, elf Jahre alt gewesen sein und hatte nicht die leiseste Ahnung, was ein Investmentbanker war, abgesehen davon, dass es sich nach etwas anhörte, das nur Männer machten. Doch es freute mich, dass es etwas gab, das mein Vater mich »tun« sah. Es fühlte sich gut an, etwas zu haben, das er und ich teilten und worauf wir hofften. Es war nett, dass er sich über meine Zukunft Gedanken machte, während er seine Pflanzen goss.

Schon seltsam, wie einem solche Momente gegenwärtig bleiben und nie ganz als Vergangenheit abgelegt werden.

»Das ist meine Tochter«, hörte ich ihn stolz sagen.

Während meine Gedanken so umherwanderten, schlüpfte ich

in meinen einteiligen, türkisfarbigen Badeanzug. Die Farbe passte perfekt zu meiner englisch-blassen Haut und dem dunkelblonden Haar.

Innerlich immer noch beschäftigt mit Handtuchfragen und meinen Vater-Tochter-Geschichten, hörte ich, wie es an der Tür klopfte. Ich zog mir den weißen Hotelbademantel über und ging, ohne groß nachzudenken, um aufzumachen. Irgendwie erwartete ich wohl das Zimmermädchen mit ein paar Handtüchern, den Reinigungsdienst oder ein Begrüßungsgeschenk.

Stattdessen sah ich geradewegs in den Lauf einer Pistole.

Hartes Metall rammte sich in die weiche Mitte meiner Brust. Ich stolperte rückwärts ins Zimmer, meine Beine knickten unter mir ein wie bei einem Pferd, das eingeschläfert wird.

*Was ist hier los?*

Der Mann mit der Pistole packte mich von hinten, hielt mir den Mund zu und drückte mich auf den Teppich. Ich versuchte, mich zusammenzukauern, meinen Körper ganz klein zu machen, wobei ich instinktiv meinen Kopf mit meinen Händen schützte. Ich schrumpfte förmlich in mich zusammen. Der Mann mit der Pistole stand über mir.

In einem Zimmer auf der vierten Etage eines Fünfsternehotels begann ich, um mein Leben zu betteln. Die Worte kamen ganz automatisch, verzweifelt.

»Oh Gott, bitte bringen Sie mich nicht um!« Die Worte klebten mir zwischen den Zähnen, mein ganzer Körper war kalt. Alles ging so rasend schnell. Ich wusste, dass er mir jederzeit etwas antun konnte. Von oben, von der Seite, gegen den Kopf, in den Bauch – er konnte mir jederzeit einen Schlag oder Tritt versetzen, ohne dass ich mich hätte wehren können. Alles, was mir blieb, waren Worte.

»Bitte, bringen Sie mich nicht um.« *Bitte, bitte.* »Jesus. Gott. Bitte.« Ich erwartete einen Knall, ein Loch, einen dumpfen Aufschlag.

Ich hatte niemals »Jesus« und nur selten »Gott« gesagt. Warum also jetzt? Ich wusste einfach keinen anderen Namen, den ich um Hilfe flehend hätte anrufen können. Hätte ich den Namen meines Angreifers gekannt, hätte ich vielleicht diesen gesagt.

*Werde ich sterben?*

Ich trug einen Bademantel und drunter einen Badeanzug. Ich war Engländerin. Eine Frau. Ich hatte einen guten Job. Ich hatte Erfolg. Ich hatte all das. Ich konnte es einfach nicht fassen.

Für einen Augenblick verließ ich meinen Körper. Mein Geist sprang irgendwie heraus. Ich flehte um mein Leben und schaute gleichzeitig zu, wie es zu Ende ging. Ich kam mir so vergänglich vor.

Aber das wollte ich nicht sein. Ich wollte leben, das wusste ich mit absoluter Gewissheit.

*Ich will nicht sterben.*

Die Wahrheit war, dass ich Angst vor dem Sterben hatte. Das war mir zuvor nicht bewusst gewesen – ich hatte eine Heidenangst davor, was vielleicht danach geschehen würde.

Der Mann drängte mich in den schmalen Raum zwischen Bett und Schreibtisch. Zusammengekauert hörte ich den rauen Atem in meinem Hals. Ich war zurück in meinem Körper. Ich war noch am Leben. Dieses Geräusch meines Atems zu hören war, als hätte ich zum ersten Mal verstanden, dass die Zeit, die ich hatte, unaufhaltsam verstrich. Einatmen, und eine Sekunde war vorüber. Ausatmen, und wieder kam und verstrich eine Sekunde.

Als ich verstohlen zu dem großen Fenster hinaufschaute, wurde mir klar, dass ich in der Falle saß. Die Sprossen waren rein dekorativ – das Fenster hatte keine Flügel, die sich hätten öffnen lassen. Es war klar, dass ich durch dieses Fenster nicht entkommen konnte. Selbst wenn ich mir meinen Laptop geschnappt und ihn durch die Scheibe geworfen hätte: Das hier war der vierte Stock. Ich würde mir neben dem strahlend blauen Pool den Hals brechen.

Der Raum war eine viereckige, ausbruchsichere Kiste und ich saß drin fest.

Ich war eine Gefangene, gefangen von diesem Hotelzimmer, von dem schmalen Raum zwischen Bett und Tisch, von diesem Mann mit der Pistole. Mir war bewusst, dass er bei der kleinsten Bewegung meinerseits sofort auf mich schießen würde. Auf dem Bett links neben mir lag eine glänzende Tagesdecke aus Satin. Ein Muster war in die lachsrosa Oberfläche gestickt, die Saumkante der Decke hing neben mir herunter. Mein Gesicht schwebte Millimeter über den Fasern des Teppichs. Mit gesenktem Kopf konnte ich die Schuhe des Mannes sehen, der auf mich zu- und wieder von mir wegging. Kam er näher, wurde mir eiskalt, ging er weg, schwitzte ich. In Gedanken ging ich die Handlung sämtlicher Krimis und Thriller durch, die ich je gesehen hatte. *Wie komme ich hier lebend wieder raus?*

Mir schien es sicherer, ihm nicht ins Gesicht zu sehen. Vielleicht konnte ich ihn irgendwie davon überzeugen, dass ich für ihn keine Gefahr bedeutete und er mich laufen lassen konnte. Also horchte ich mit eingezogenem Kopf.

Die scharfen Spitzen seiner Schuhe waren einmal weit weg, dann wieder ganz nah, als würde jemand mit einer Kamera darauf zufahren und dann wieder rauszoomen. Da war es – das leise Knarzen, wenn seine Füße sich bewegten.

Ich bemerkte einen eigenartigen Geruch. War das der Geruch der Angst? Vielleicht roch sein Körper an diesem Nachmittag einfach so. Sein Gestank in meiner Nase.

Dann war er rechts von mir, am Schreibtisch, und ich konnte hören, wie er sich dort zu schaffen machte, hörte das leise Klirren, als er den Schmuck durchwühlte. Sicher drehte er jetzt meine Uhr zwischen den Fingern herum.

Bill hatte mir diese Uhr geschenkt. Sie war sein erstes Geschenk an mich gewesen, zur Feier, dass wir nun »offiziell« ein Paar waren. Wir hatten sie bei Harvey Nichols in London gekauft, kurz

vor meinem Geburtstag im Juli. Das teuerste Geschenk, das ich je bekommen hatte. Sie hatte ein quadratisches Zifferblatt, in dessen silberne Einfassung ein runder, blauer Stein eingelassen war.

Über meinem Kopf hörte ich ihn fragen: »Sind Sie Emma A. Slade?«

Der Mann las mit lauter Stimme langsam meinen Namen. Meinen Namen so zu hören war, als würde man aufgerufen, sich vor einem Erschießungskommando aufzustellen. Die Angst zog sich in mir zu einem harten Knoten zusammen. Er musste meine Handtasche durchsucht haben, die auf dem Stuhl lag, und dabei meine Kreditkarte entdeckt haben.

Was sollte ich darauf antworten? Es schnürte mir die Kehle zu. In meinem Magen war ein Gefühl von Leere, von Übelkeit.

Warum wollte er meinen Namen wissen? Kannte er mich denn? Hatte ihn jemand geschickt, um nach mir zu suchen? Hatte ich mit meinen Fragen beim Finanz-Meeting heute solch eine Aufregung verursacht? Wenn das hier geplant war, wenn man speziell mich im Fokus hatte, dann war das definitiv ein schlechtes Zeichen.

»Sie sind Emma A. Slade?«, fragte er mich noch einmal. Er wollte eine Antwort. Er sprach mit Akzent, aber ich hätte nicht sagen können, woher er stammte.

»Ja, ja«, erwiderte ich. Schließlich stimmte es ja auch.

Plötzlich fing das Telefon auf dem Schreibtisch an zu läuten. Ich hob den Blick, um zu sehen, ob er mir irgendwelche Anweisungen geben würde. Der Mann, den ich vor mir sah, hatte ein schmales Gesicht und trug einen grauen, leicht glänzenden Anzug. Wäre ich aufgestanden, hätte ich ihn um Haupteslänge überragt. Er war Asiate, aber ebenso wenig wie seinen Akzent konnte ich sein Äußeres einem bestimmten Land zuordnen. Trotz seiner blitzblanken Schuhe und der Pistole schien er nervös zu sein. Das war nicht eben beruhigend. Einen nervösen Mann mit Pistole so dicht neben mir zu haben war äußerst beängstigend.

Das Telefon läutete weiter und hallte laut durch den Raum.

Ich wartete.

*Hebst du ab?*

Es läutete weiter.

*Soll ich abheben?*

Der Mann bedeutete mir mit der Pistole, mich zu bewegen. Ich sollte das Läuten beenden. Auf Knien rutschte ich seitwärts zum Schreibtisch, der rechts von mir stand. Er kam näher und blieb links neben mir stehen. Ich duckte mich leicht, als ich den Arm ausstreckte, um nach dem Hörer zu greifen.

Ich führte ihn ans rechte Ohr.

»Hallo?« Die zittrige Stimme gehörte mir. Das war ich.

Ein Mann meldete sich: »Hallo. Bitte entschuldigen Sie die Störung, doch aus Ihrem Nachbarzimmer hat uns jemand Schreie gemeldet. Stimmt etwas nicht?« Seine Stimme klang eindeutig besorgt.

Ich hatte alles klar gehört, doch ich wusste nicht, ob nicht auch der Mann neben mir zugehört hatte. Mit angehaltenem Atem wartete ich schweigend, wie und ob mein Angreifer reagieren würde.

Eine bedeutungsschwangere Pause entstand.

Er griff nicht nach dem Hörer. Er tat schlicht gar nichts. Wartete er auf irgendetwas?

In dieser kurzen Stille begriff ich, dass ich dem Mann am anderen Ende signalisieren konnte, was hier ablief.

*Das ist deine Chance. Sag' etwas.*

Doch meine Kehle war wie zugeschnürt. Würde ich jetzt Ja sagen und der Mann hätte alles mitgehört, würde er mir den harten Metalllauf seiner Waffe über den Kopf ziehen und mein Körper würde zusammensinken ... Dieses Bild stand mir deutlich vor Augen.

Der Mann am Telefon hakte eindringlich nach: »Ist jemand bei Ihnen?«

Ich formte die Buchstaben laut zu einem einfachen Wort: »Ja.«  
»Brauchen Sie Hilfe?«, kam die Reaktion schnell übers Telefon.  
Der Mann in meinem Zimmer sah bewusst an mir vorbei.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und wiederholte, nun schon etwas gelassener: »Ja.«

»Gut, wir kommen.« Die Stimme klang entschlossen.

Ich sagte »Danke«, als hätte man mir ein heißes Handtuch oder eine Porzellanschale voll Tee angeboten.

»In Ordnung. Machen Sie's gut.« Mehr gab es wohl kaum zu sagen.

»Auf Wiederhören«, antwortete ich, wie man es eben macht, um ein Telefonat zu beenden. Ein Abschiedsgruß, ehe man sich wieder anderen Dingen zuwendet.

Ich legte den Hörer zurück auf die Gabel – langsam, als ließe sich dieser Augenblick auf diese Weise endlos ausdehnen.

Ich wartete ab, was der Mann mit der Pistole nun tun würde, aber er tat nichts. Er wich nur, nachdenklich geworden, ein Stück zurück.

Er wollte gar nicht wissen, was am Telefon gesprochen worden war. Ich fragte mich, ob sein Englisch vielleicht nicht so gut war. Er hatte nicht auf meine Bitten reagiert, überhaupt war alles, was er bisher gesagt hatte: »Sind Sie Emma A. Slade?«

Vielleicht würde ich nochmal mit heiler Haut davonkommen. Rettung war unterwegs. Ich hielt an diesem Geheimnis fest, wie man beim Öffnen einer Champagnerflasche den Korken festhält, damit er nicht zu früh herausplatzt.

Hatte ich geschrien, als ich die Tür öffnete? Ich konnte mich nicht erinnern, geschrien zu haben, doch wen kümmerte das noch, jetzt, da Hilfe unterwegs war?

In meinem Kopf tauchte John Wayne in Cowboyhosen auf einem Pferd auf, der ersehnte Retter. Die Situation hatte sich mittlerweile ein wenig verändert, und das alles hinter dem Rücken dieses Mannes in seinem schimmernden Anzug.



Ich rutschte, immer noch auf Knien, zurück zum Bett, und lehnte mich gegen die Seitenwand. Zurück in den Spalt zwischen Bett und Tisch wollte ich nicht mehr.

Der Mann wurde noch nervöser und fing an zu schwitzen. Der Gedanke schoss mir durch den Kopf, dass er vielleicht auf Drogen sein könnte. Unruhig lief er im Raum auf und ab, als erkenne er langsam seine Grenzen.

Ein wenig entschlossener hob ich den Blick.

Er fing wieder damit an, vor mir auf und ab zu gehen. Dabei zupfte er ständig an seinem Gürtel herum. Sein Jackett war offen und man konnte den hellen, schmalen Gürtel mit der Metallschnalle sehen, den er durch die Schlaufen seiner Hose gezogen hatte. Er wirkte billig an seinen schmalen Hüften. Das war ein Räuber auf Beutezug mit einem Strick um den Leib. Ich rutschte zurück an die Wand, in mein Versteck, und schrumpfte zusammen. Da waren keine Cowboys, die den Schauplatz des Überfalls einkreisten. Mein Körper fühlte sich verwundbar an. Selbst mein knöchiges Rückgrat schien mir weich und biegsam, als ich mich einrollte, um meine Vorderseite zu schützen.

Außer dem Knarzen seiner Schuhe und dem Geräusch meines Atems war es ganz still im Zimmer. Ich wusste, dass die Zeit verging, ohne das Ticken einer Uhr zu hören. Ich kam mir so unendlich gealtert vor.

Niemand war gekommen.

Eine neue Angst ergriff von mir Besitz.

Wie hatte der Mann am Telefon das gemeint, als er sagte »Machen Sie's gut«?

Ich versuchte, meine Angst nicht zu spüren, geschweige denn sie zu zeigen, während mich der Gedanke beschlich, dass mir vielleicht niemand zu Hilfe kommen würde. Ein unbeschreibliches Gefühl der Panik breitete sich in meinem Verstand aus, raste, tobte, wurde schlimmer und schlimmer. Jede Angst gebar eine neue, und immer weiter, bis ich meinte, ersticken zu müssen.

War dieser Anruf vielleicht nur inszeniert gewesen? Ein abgekartetes Spiel, Teil eines irrwitzigen Komplotts? Hatte mein Angreifer mit diesem Anruf gerechnet? Hatte er vielleicht bewusst nicht darauf reagiert?

England war in diesem Augenblick unendlich weit weg. Meine Mutter, der Strand und der sonnige Garten – all das war so ganz und gar woanders. Da wurde mir bewusst, dass niemand von meinen Lieben wusste, wo ich mich im Moment aufhielt. Das hieß, keiner würde es erfahren. Wenn es mit mir zu Ende ging. Hier. Heute Abend.

Es gab nur mich, ihn und die Pistole. Diese Pistole, die mit ihrem runden Lauf auf mich zeigte. Mich, die gerade erst einunddreißig geworden war. Mich, die Single war. Mich, die unbedingt glücklich sein und Erfolg im Leben haben wollte.

Doch was hatte ich bis dato zustande gebracht? Ich hatte keine Kinder. Ich war noch immer nicht wirklich glücklich und zufrieden mit meinem Leben. Ich hatte es vergeigt, verdammte Scheiße. Und jetzt war es zu spät – zu spät, um die Dinge noch zu ändern. *Verdammt noch mal, Emma, du hast es gründlich versaut.* Nur Handtücher und exklusive Hotels im Kopf zu haben und dir einzubilden, alles wäre paletti, wenn du nur einen guten Job kriegst. Was für eine Verschwendung das wäre, wenn es jetzt hier, auf diese Weise, mit dir aus sein sollte. *Verflucht.*

Mein Blick wanderte wieder zu dem nutzlosen Fenster, und ich überließ mich meiner Erschöpfung.

Plötzlich klopfte es laut gegen die Tür. Wir fuhren beide auf, synchron. Ich hob den Blick und wir schauten uns in die Augen. Zum ersten Mal sahen wir uns richtig an.

*Was soll ich tun?* Ich sagte die Worte nicht mit meinen Lippen, sondern mit meinen Augenbrauen, mit meinem Gesicht. *Was soll ich tun? Sag's mir. Du bist der mit der Pistole.*

Der Mann gab mir ein Zeichen, wieder mit einem Schwenk mit der Pistole. Ich sollte aufstehen und zur Tür gehen. Als ich tat

wie befohlen, umklammerte er mich von hinten und drückte die rechte Seite seines Körpers an meine linke. Ich spürte seine Waffe in meinem Rücken, konnte ihren runden Lauf fühlen, der mich vorwärtsdirigierte. Mit den Fingern umklammerte ich meinen Bademantel, um meine Vorderseite zu schützen, alles, was sich an meinem Körper weiblich anfühlte.

Während wir wie Kinder beim Dreibeinlauf auf die Tür zugingen, bemerkte ich, dass die Zimmertür aufgesetzte Leisten hatte, die wie ein aufwendig gearbeiteter Bilderrahmen aussahen. Und dann fiel mir der Türspion mit der silbernen Abdeckung auf, die man auf- und zuklappen konnte.

Warum in aller Welt hatte ich den nicht vorher bemerkt? Warum hatte ich ihn nicht benutzt? *Dumm von dir, Emma, ausgesprochen dumm.*

Langsam drückte ich die Klinke. Die Tür öffnete sich nach links in den Raum hinein und kam mit entgegen. Sie war solide und schwer – es tat so gut, sich einfach nur an etwas festhalten zu können.

Er stand hinter mir, zu meiner Linken. Ich wusste nicht, wo seine andere Hand war, ob er mich berührte oder nicht. Die Waffe zu spüren genügte, um mich in Schach zu halten.

Ich linste hinter der Türkante hervor, schob Kopf und Hals zentimeterweise hinaus, während das Türblatt noch meinen Körper verbarg. Unmöglich, den Mann hinter mir zu sehen. Keinerlei Gefahr für ihn.

Draußen auf dem Gang stand ein Hotelangestellter im Anzug, gravitatisch wie ein Butler. Er sah mich an und fragte: »Ist alles in Ordnung, gnädige Frau?«

Ich sah ihn nur an und sagte »Ja«.

Ich nickte.

Was sollte ich denn sonst sagen? Ich hoffte, dass der Ausdruck in meinem Gesicht, das marionettenhafte Nicken, mein starrer Unterkiefer ihm förmlich entgegenschreien würden: NATÜRLICH

IST NICHTS IN ORDNUNG! EIN MANN HÄLT MIR SEINE PISTOLE IN DEN RÜCKEN UND ICH KOMME NICHT AUS DIESEM ZIMMER HERAUS!

Doch ich wusste nicht, wie das funktionieren sollte. Ich hatte keinerlei Idee, wie ich ein Gespräch anknüpfen, auf Zeit spielen hätte können.

So sagte ich einfach nur »Danke« und versuchte, dabei unsicher zu klingen.

Er erwiderte mit unbewegtem Gesicht: »Vielen Dank, gnädige Frau. Und auf Wiedersehen.«

Dieser neuerliche Abschied traf mich wie ein Schlag – wie eine endgültige Verurteilung. In mir zog sich wieder alles zusammen, ich konnte diesen Gruß einfach nicht erwidern. Stattdessen nickte ich nur langsam mit dem Kopf – wie eine Marionette, die sich am Ende ihres Spiels verbeugt.

Ich schloss die Tür wieder. Etwas anderes konnte ich nicht tun.

Ich ließ mich schwer auf die Bettkante fallen. Meine Schultern hingen so tief wie möglich.

Der Mann fing wieder an, wie zuvor im Zimmer auf und ab zu gehen. Das Gefühl der Verzweiflung schien sich um uns beide zu legen wie eine Schlinge. Es verfolgte uns durch den Raum, schlimmer als sein Schweißgeruch.

Dann sah er meine Schachtel Zigaretten auf dem Schreibtisch und fragte mit einer Bewegung des Kinns: »Kann ich mir eine nehmen?«

Seine Bitte überraschte mich. Er war derjenige mit der Pistole – wir spielten nach seinen Regeln. Diese seltsam höfliche Geste hatte etwas Entwaffnendes.

Langsam, als könnte meine Stimme ein aufgeregtes Kind beruhigen, sagte ich: »Klar.«

Er nahm sich eine Zigarette und streckte mir dann die Schachtel entgegen, damit ich mir ebenfalls eine nehmen konnte.

Da saßen wir nun. Zwei Menschen, die rauchten. Camels. Die Zigaretten, in Reih und Glied wie Bleistifte, schauten mit dem Filter aus dem charakteristischen gelben Päckchen mit dem lachenden Kamel vor den Pyramiden. Es war eine Softpackung. Er musste sie gegen seine Finger schnippen, damit eine Zigarette herauskam. Dann ging er zum Schreibtisch hinüber, wo die Streichhölzer lagen – eine Aufmerksamkeit des Hotels. Er zündete seine Zigarette an und reichte mir die Streichhölzer. Ich gab mir selbst Feuer und versuchte, meine Zigarette nicht zwischen den Fingern zu zerdrücken.

Das Anzünden einer Zigarette mit einer leicht tänzelnden Flamme. Etwas, das ich schon so oft getan hatte. In unserem Büro in Hongkong hatten wir immer im schmutzigen Treppenhaus gestanden und uns plaudernd und rauchend eine Auszeit vom Erwachsensein genommen. Eine Entspannungspause, eine willkommene Unterbrechung des langen Arbeitstages. Alles, was ich jetzt fühlte, war die Bewegung meines Arms, der wie ein Automat die Zigarette zu meinem Mund und wieder weg führte.

*Aah.*

Da war der vertraute Geschmack. Ich wusste, dass ich atmete, spürte, wie der Rauch über meine Lippen strich. Ich fühlte mich fast euphorisch. Er dagegen rauchte ganz anders, mehr wie ein Bauarbeiter, hielt seine Zigarette innen in der leicht geschlossenen Faust, als wollte er sie gegen starken Wind schützen.

Wir wurden zu zwei Rauchern, die etwas Zeit miteinander verbrachten. Unter anderen Umständen hätte ich vielleicht ein Gespräch begonnen, ihn etwas gefragt, versucht, etwas über ihn zu erfahren. Das geschah hier nicht. Hier geschah überhaupt nichts. Er stand, ich saß, wir schwiegen.

Kurz nachdem er fertiggeraucht und seine Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt hatte, hatte auch ich zu Ende geraucht. Ich stand auf und ging vorsichtig hinter ihm vorbei zum Schreibtisch, wo der Aschenbecher stand. Es war jetzt dunkel draußen und so

konnte ich mein Spiegelbild sehen, wie es sich, weiß wie ein Gespenst, aufs Fenster zubewegte. Ich drückte die Kippe in dem gläsernen Aschenbecher aus, der Filter knickte, zerriss und die Fasern quollen heraus.

Dann hörten wir ein Geräusch draußen auf dem Flur.

Ich sagte nichts. Er sagte nichts.

Ich wünschte mir, dass er mich vergessen und sich nur noch auf sich selbst konzentrieren würde. Vielleicht würde ihn das irgendwie ablenken, sodass er darüber vergäße, mir dauernd seine Pistole unter die Nase zu halten. Vielleicht ergab sich ja doch eine Gelegenheit zu entkommen.

Wir warteten. Es klopfte nicht.

Es passierte immer noch nichts.

Ich kam mir so unendlich alt vor und hatte schreckliches Heimweh. Ich fühlte mich, als müsste ich mich vor Elend gleich übergeben.

Dann machte er plötzlich den Mund auf. Er hatte einen Plan gefasst.

»Du machst die Tür auf«, sagte er und gestikulierte dabei vage in Richtung der Tür. »Wenn jemand fragt, dann sagen wir, dass wir hinunter zum Swimmingpool gehen. Wir gehören zusammen. Wir gehen zum Lift und verschwinden. Wir gehen zusammen.«

Sein Englisch war also gar nicht so schlecht, besser jedenfalls als sein Fluchtplan.

Ich trug ja passenderweise noch meinen Badeanzug unter dem Hotelbademantel, aber selbst so würden wir – er im Anzug, ich im Frotteebademantel – immer noch ein reichlich schräges Paar abgeben, das, eng aneinanderklebend wie zwei Scheiben gebutterter Toast, auf die golden verspiegelten Lifte zustakste.

Doch das war mir egal. Sein Plan bedeutete, dass wir die Tür öffnen mussten.

»Ja, ja, in Ordnung«, sagte ich eifrig. Die Vorstellung, bloß auf

die andere Seite dieser Tür zu kommen, war schon mehr, als ich zu hoffen wagte.

Ich stand mit klopfendem Herzen auf, während er sich wieder schräg hinter meinen Rücken schob. Ich zog den weißen Frotteestoff eng um meinen Körper und sah die Tür an. Nun hieß es aufmachen und versuchen, hinauszukommen.

Ich drückte die glänzende Klinke nach unten und die weiße Tür ging auf. Ich konnte seinen Körper, seinen Atem, die Pistole spüren, als wären sie ein Teil von mir. Als die Tür sich öffnete, hing sein Geruch stockend in der Luft. Ich wusste, dass rechts dieser lange Gang war. Ohne auch nur den Kopf zu bewegen, konnte ich sehen, dass sich Männer in khakifarbenen Uniformen an der Wand entlang aufgereiht hatten. Sie waren bewaffnet, standen geduckt da und ihre Waffen zeigten alle in eine Richtung – auf diese Tür. Auf uns. Wie eine Staffel von Sprintern in den Startlöchern, die auf den erlösenden Knall warteten.

Ich konnte sie sehen, wusste aber auch, dass er sie nicht sehen konnte. Noch nicht.

Das war der Moment. Es musste jetzt passieren. Schweiß und Energie überströmten meinen Körper gleichzeitig.

Ich rief die Bilder meiner Kindheit zu Hilfe: Kommt herbei und hüllt mich ein. Die Stille meines Elternhauses, der Ort, von dem ich kam. Der Geruch der See, der mächtige Himmel, der sich darüberspannte, Dad und ich, wie kleine Pünktchen im Wasser treibend. Dad in seiner großen roten Badehose, ich, die sich einrollte und streckte, während das Salzwasser über meine Glieder strich.

Ich konnte Mum sehen mit Lucy, Toby und unserem Labrador Sam. Sie spazierten am Strand entlang, bückten sich nach Kieselsteinen, streiften vor der abgeblätternen Kulisse des Strandbades von Whitstable umher.

Es war alles da, immer noch, und dann, dann ließ ich alles los.



## *Der Sprint*

Alle Energie, die ich noch hatte, kanalisierte sich in meinen Beinen. Meine Füße übernahmen für mich. Ich holte tief Luft. *Lauf, lauf einfach. LAUF JETZT LOS ...*

Jeder Muskel zog sich zusammen und wartete, dass gleich ein Schuss knallen würde. Ich wusste, die Kugel würde direkt durch mich hindurchgehen und ein rundes Loch hinterlassen. Ich wartete förmlich darauf. Die Mitte meines Rückens, ein wenig unterhalb der Schulterblätter, machte sich dafür bereit. Ein Loch, durch das man hindurchsehen konnte.

Ich rannte den ewig langen Flur hinab. Das war meine winzige Chance auf Leben. Ich musste sie beim Schopf packen. Mein Körper wusste das, noch bevor mein Geist es überhaupt begriff.

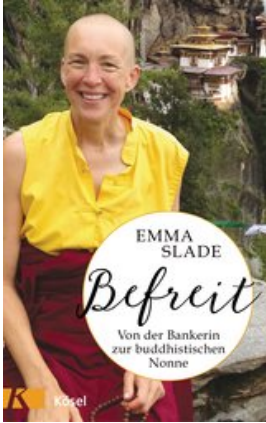
Ich lief den Flur linker Hand hinab. Wie ein Schrei, der von den Lippen springt und von den Wänden zurückhallt. Hände fassten nach mir, wollten mich aufhalten, aber ich konnte einfach nicht aufhören zu rennen. Und wartete immer noch auf den Schuss.

*Die haben alle eine Pistole. Pistolen können dich erschießen. Jeder, der eine Pistole hat, kann dich erschießen.*

Hinter mir trampelten Füße schwer den Korridor hinunter und in mein Zimmer hinein. Ich hörte Schüsse, so viele Schüsse, immer und immer wieder. Mein Körper zuckte bei jedem Geräusch zusammen, das im Flur zu hören war und in meinem Kopf widerhallte. *Wie kann man inmitten von so viel Chaos in Sicherheit sein?*



## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Emma Slade

**Befreit**

Von der Bankerin zur buddhistischen Nonne

Paperback, Klappenbroschur, ca. 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-466-37207-2

Kösel

Erscheinungstermin: April 2018

Emma Slade arbeitet für eine große Investmentbank in Hongkong, als sie auf einer Geschäftsreise nach Jakarta in ihrem Hotelzimmer als Geisel genommen wird. Danach ändert sich für sie alles.

Plötzlich fühlt sich ihr Jetset-Leben als Teil der Finanzelite oberflächlich und falsch an. Emma setzt alles auf eine Karte und beschließt, noch einmal ganz neu anzufangen. Dieses Buch erzählt ihre Geschichte: Es geht um eine Reise um die Welt, die heilende Kraft des Yoga, um Menschen, deren Reichtum kein materieller ist. Und um die Frage, was am Ende bleibt.

 [Der Titel im Katalog](#)